

Mein totes Glück.

Von Graf Albrecht von Wickenburg.

Borbei! Borbei! Die Saiten sind gesprungen, Darauf so oft von meinem Glück erklingen

Das frohe Lied — So hör' es jeder, der mich drum benediet:

Die tiefste Wunde reißt ein Glück, das scheidet — Und meines Schied!

Mein Glück war sie, und lange durst' ich's begeh, Und jeder Herzschlag war für solchen Segen

Ein stiller Dank — Nun starb sie hin — verwöhnt vom Sonnenschein, Und winterfaßlich steh ich an ihrem Steine,

Bon Kummer krank.

Die ihr in Leiden wandelt durch das Leben, Wer hat mir fürder noch was zu vergeben,

O, wer von euch? Reicht mir die Hand, daß ich euch Bruder werde,

Es liegt mein Glück sechs Fuß tief in der Erde, Und wir sind gleich!

Perlen.

Von Emmy Rosenbergs.

Ein vorzügliches Souper, eine Reihe guter Gänge, verschiedene Weine, Toast auf Toast, elegante Toiletten, blühende Brillanten und schöne Frauenaugen.

In der Mitte des Saales sitzt ein junges, glückliches Paar. Das Brautpaar ist's, das sich verlobten die Hand drückt und dabei sich glücklich in die leuchtenden Augen schaut.

So glücklich die beiden auch dreinschauen, das Elternpaar sieht, fühlt es sich unbehaglich, recht unzufrieden aus. Eine besondere Freude ist ihnen jedenfalls diese Verlobung ihres Einzigen nicht. Sie ist ja nur eine Sängerin vom Theater, so hießen sie sie anfangs in ihrer Engherzigkeit, als Eduard den Eltern sein Glück beichtete.

„Liebster Vater“, so hatte er gebeten, „ich habe sie ja so unfangbar lieb, auch hat sie ja vor einem halben Jahre mir zu Liebe der Bühne, bis dahin ihr Liebster, Liebeswohl gesagt und lebt bescheiden bei ihrer Mutter. So sieht sie aus!“ Dabei hatte er das Bild seiner Herzenskönigin aus der Briefftasche gezogen und es seiner Mutter gezeigt.

„Mutter! Große grau-blaue Augen und dunkles Haar sind ihr eigen, elfenhaft ist ihre Gestalt und wunderbarlich ihr Spiel! Mutter, Du mußt sie selber sehen, dann weiß ich's, dann hast Du sie auch lieb.“

„Du großer, verliebter Bub! Du“ schilt die Mutter lächelnd. Der mitterliche Stolz verläßt das sonst so ernste Gesicht.

Der reiche Bankier Skasary hatte ungeduldig auf den Tisch geklopft und gefragt: „Und was gedenkst Du eigentlich zu tun?“

„Ich hänge meinen Assessor an den Nagel. Du gibst mir eine Stelle an Deiner Bank und dann, dann heirate ich meine Josef Sillaw.“

„Aber bedenke doch, mein Sohn, wenn Deine Braut auch Liebesgut und eine schöne Stimme besitzt, von Geld ganz abgesehen, so muß und soll unsere Schwiegertochter doch wenigstens eine gesellschaftliche Stellung haben.“

„Du vergißt, daß auch eine Sängerin gesellschaftliche Ansprüche erheben darf.“

„Sag nicht die Frau Doktor selber noch auf dem letzten Damenaffekt Josef als ihre liebe, kleine Freundin den Damen bekannt gemacht?“

„So ist es nun doch so gekommen. Wenn sie ihren Einzigen, ihren großen Jungen nicht so lieb hätten — niemals wäre die Verlobung zustande gekommen. Aber so —“

„Vater Skasary legt langsam den geschliffenen Sektisch an seine Lippen und läßt die Perlen sinnend über die Zunge schieben. Nachdenklich schaut er zum Brautpaar hin, — ja aber, so was denkt er nur. Der Junge hätte sich in seiner Verliebtheit noch eine Krugel durch den Kopf gelassen. Deutsutage ist das nichts Neues mehr. Da mußte man getrost ein, ad, besser noch, beide Augen ausdrücken. Da sitzt der kleine Glückskinder. Reicht hat Eduard, schon ist sie, Wehner Vorzellan nannten wir die kleine Puppe auf der Bühne. Ist es der Gott oder sind's wirklich die großen grau-blauen Augen, die mit tiefem Glanz glücklich ihn anschauen. Ihm wird ganz warm und derz.“

„Das Brautpaar erhebt sich. Der Vater folgt ihm ins Musikzimmer. Da nimmt er den dunklen schönen Mädchenkopf in seine Hände und küßt die blauen Augenlider lange und innig. Er begreift keine Tochter zum Mäurer. Ihre schlanken Finger greifen in die Tasten, ein Schwebel umgibt selbst die lebhaftesten Schwärzer zum Schweben. Da ist's

hart und innig: „Sei wie der Tag und tief wie das Meer soll meine Liebe sein.“ Gefühlvoll perlen die Tränen aus ihrer Kehle und manches Herz klopft schneller. Eduard, hingeworfen von ihrem Gesang, drückt ihr die Hände. „Ich gebe Dir Revanche, Geliebte.“ Er nimmt sein Instrument. Erst zaghaft, als wäge er nicht die Nachwirkung des Liedes zu stören, streicht er den Vogen. Niemals hat er sein Largo so meisterhaft gespielt wie heute.

Es ist bereits die dritte Stunde nach Mitternacht. Die elektrischen Flammen des Saales haben nun dem milden Mondlicht Platz gemacht. Hell leuchten am dunklen Firmament die Sterne. Nur in der Altstadt zeigen zwei erleuchtete Fenster, daß die Bewohner noch nicht an Schlaf denken. Dort sitzen bei matten Lampenschirmen zwei Frauengestalten. Josef Sillaw ist's, die ihrer Mutter die Erlebnisse des Abends erzählt.

„Gehe nun zu Bett, mein Kind, es wird doch endlich Zeit“, schilt gutmütig die Mutter. „Auch ich bin müde, Josef.“

„Ach, Du beste aller Mütter, ich kann ja doch nicht zur Ruhe kommen, ich bin — zu — glücklich.“

„Das gibt sich alles wieder, Josef, der Mensch gewöhnt sich schon daran“, meinte gähmend die Mutter. „Wenn doch Eduard Dir heute wenigstens eine Perle geschenkt hätte. Im Volksmund sagt man, Perlen bringen Unglück und Tränen. Ich für meinen Teil“, sagte die Mutter, „habe einen Abscheu gegen Perlen, ich kann mir nicht helfen. Rosen mit natürlichen Taupern sind mir viel lieber als Deine kostbare Perlen.“

„Er fragte mich noch vor kurzem deswegen. Ich widersprach ihm. Aber Perlen, meinte er, ständen seinem kleinen dunklen Lieb am besten.“

„Liebe Mutter, ich glaube fast, Du machst mich mit Deinem Aberglauben noch ganz krank. Ich liebe die Perlen, und für mich werden sie höchstens Tränen der Freude bedeuten.“

Herbstlich liegt der Nebel auf der absterbenden Flur, melancholisch klingt der Schrei einer Waise, und matte Sonnenstrahlen küssen vereinzelt die traurigen Wellen. Mit großen, ernstesten Augen blickt die Träumlerin dem verschwindenden trügerischen, letzten Strahl nach — und leise kommt es klagenden Tones über ihre Lippen: „Bei dir dort unten, Gott der Huten, ruht sich's gut.“

Das kleine Menschenkind steht müde am Bootsweg, die Hände auf's Geländer gestützt. Die großen, blauen Augen schauen tiefertraurig wie die verführte Melancholie. Wer solch tiefes Seelenweh durchkosten mußte, darf es nicht an das Meer tragen. Die Einsamkeit macht es von neuem erwachen, dort wächst es riefelgroß. Zwei Jahre, lange, schwere Jahre sind vorüber, seit Josef's junges Glück wie Glas zerbrach. Die Perlen tragen allein die Schuld, meinte immer und immer wieder die Mutter. Die Perlen? Sie nur sollen daran schuld sein, daß das stolze Bankhaus über Nacht zusammenbrach wie ein Kartenhaus? Eduard's Vater, der reiche Bankier, machte mit einem Schiffe seinem arbeitsamen Leben ein schnelles Ende. Wenige Wochen später bettete man auch die einst so stolze und schöne Frau Skasary unter den grünen Rasen. Die Aufregung hatte der Herzkranken den letzten Stoß verleiht. Der Einzige aus dem stolzen Hause war einsam und arm nach der neuen Welt gezogen, um sich eine neue Existenz zu gründen, ohne seiner Josef ein Wort zu hinterlassen. Wer fragte nach ihr, die auf den Tod erkrankte und nach Wochen ihrer Genesung jedes Interesse verloren und nichts wie Tränen botte. Die Mutter hatte immer eine Abneigung gegen Perlen gehabt, aber Josef selbst hatte nur ein schmerzliches abwehrendes Lächeln für ihren Aberglauben.

„Lieber und tiefer werden die Schattten, schon zeigt der Mond sein stilles Gesicht und spiegelt sich wie eine eitle Maid im Wasser. Immer noch steht das einsame Menschenkind regungslos. Der Wind zieht den zum Schutze über den Kopf gelegten Schleier zurück und leise folend treibt er mit den gelösten dunklen Locken ein neckisches Spiel. Die Träumlerin fühlt das alles nicht, langsam, ohne daß sich eine Welle des zarten Gesichtes verzieht, rinnen grobe Tränen über die blassen Wangen. Als ob die Schweltern den fallenden Tränen nachzeln wollten, rinnen sie unaufhaltsam.“

Dier in der Ruhe am endlosen Meere wollte Josef, die nach glücklich überstandener Krankheit wieder zur Bühne gegangen und jetzt abgearbeitet war, ihr seelisches Gleichgewicht wiederfinden. Die Großstadt und die thätige Arbeit im Theater hatten das traurige Erlebnis nur wenig zurückgedrängt, bis vor kurzem der reiche Fabrikant, ein schon älterer Herr, sie zum Weibe begehrte. Aber sie konnte sich nicht entschließen, sie konnte den Geliebten nicht vergessen. Nun hat die Herbsstimmung die ganze Vergangenheit wieder erwachen lassen und das Bild von neuem aufgeweicht.

„Gestern hat sie dem Fabrikanten

einen Abgabebrief geschrieben, obwohl sie wohl wußte, daß sie an seiner Seite im sicheren Hafen angelangt wäre. Nun muß sie in der nächsten Saison wieder ihre Mignon singen. Wohl mancher wird ihr wieder zuzuheln, und wieder werden Blumensträuße ihr zugesandt werden, — aber innere Befriedigung bringt ihr dies alles nicht mehr.

Ein verirrtes Zeitungsblatt, viel leicht von einem Fremden achtlos weggeworfen, wehte der Wind ihr heute in die Sandburg. Schicksals-tüfte!

Es schildert die Romantik eines deutschen Krieger, der durch unverschuldetes Unglück über den großen Teich gewandert, nach mehrjährigem Verschollensein in Deutschland drüben als glänzender Stern wieder aufgetaucht ist. Die Zeitung brachte sogar ein Bild des großen Künstlers, und Leitartikel verberichteten den weichen Strich seiner Hand und die warmen Töne seines Instruments. Wieder rinnen die Tränen und beleuchten das unschuldige Zeitungsblatt, das zwei zitternde, kleine Hände kampfschmerzhaft halten.

In einem eleganten Salon eines der ersten Hotels liegen Blumen und Lorbeerkränze — ein Gemisch von Treibhausluft, Lederkoffer und feinem Zigarettengeruch durchzieht den Raum. Am Tisch sitzt der Künstler, sinnend sein glattgeschliffenes Haupt in die Hand stützend.

Es klopft. Der Kellner tritt herein. Die Hertschaften warten bereits, gnädiger Herr, es soll serviert werden. Der Diener wiederholt bescheiden seinen Auftrag. Reize, wie im Traume Antwortet mit erster Stimme der Künstler: „Es ist gut, ich komme.“

Noch einmal nehmen die schlanken Männerhände einen kleinen Strauß sarker Weihen, deren Stiele mit einer Reihe echter Perlen zusammengehalten sind. Wandt originelles Geschenk wurde ihm schon von zarter Damenhand überreicht. Aber keines hat seine Seele so erschüttert wie dieses.

Schwer sinkt der Kopf auf die Blumen — Eduard Skasary, der große Künstler, beneht mit seinen Tränen die Griffe seiner verloren geglaubten Liebe.

Rosel sitzt in ihrem behaglich eingerichteten Boudoir. Der offene Flügel, die umherliegenden Noten lassen erkennen, daß die Künstlerin inmitten ihrer Proben gestört worden ist. Sie läßt das Zeitungsblatt sinken, und die großen, blauen Augen starren sinnend ins Leere. — Trotz der angenehmen Wärme im Zimmer schauert die elfenhaft kleine Gestalt zusammen. Sie sieht nicht das elegante Auto, hört nicht sein plötzliches Geklappern, viel weniger den leisen Glockenschlag an der Türflur.

Da öffnet sich leise die Tür im Nebenzimmer, Eduard tritt ebenfals hier herein — seine Linde hält einen Strauß duftender Weihen.

Die Tür wird behutsam von der Mutter der Künstlerin geschlossen. Er hebt die Hand — sein Blumensträuß soll die Sinnende treffen, bevor sie aufbricht. Durch die Bewegung des Vorhangs aufmerksam geworden, wendet sie den Kopf, er sieht das stolze Profil, die Blumen entfallen seiner Hand, eine Perlenkette löst sich mit zartem Klirren und gleitet zur Erde.

Rosel! — Tausend Liebesworte könnten nicht mehr sagen, als der eine Ruf.

Eduard Skasary kniet bei ihr, seine starken Arme umschlingen sie. Seine Lippen küssen ihr Haar, ihre jetzt so feucht und tief glänzenden Augen immer wieder. Wie ein Trunkener wiederholt er nur immer „Rosel — meine Geliebte!“

Sie ist wie betäubt, dann fragt sie fassungslos, den Kopf an seine Schulter gelehnt: Lieber — Geliebter — wie wußtest Du? Wie fandest Du mich?

Seine blauen Weihen, Schatz, riefen mich.

Ja, Rosel, seit Mutter's Tode weiß doch niemand, daß das Weihen meine Lieblingsblume ist — niemand als Du.

Und Du wußtest gleich? — Ich fühlte mich so fern und verborgen hier in der Stadt.

Und doch, die Hülle zeigte mir den Weg. Ich wußte, ich fühlte, Du mußt hier sein. Meine Erkundigung beim Theater, wo ich nach Deinem Künstlernamen fragte, bestätigte meine Vermutung.

Und hast mich wirklich nicht vergessen, Eduard?

Er senkt erst das Haupt, dann reißt er sie in seine Arme. Rosel, meine Braut, Du mein geliebtes Weib! Ja, ich mußte Dich vergessen damals, als das harte Geschick mir alles nahm, meine Eltern, mein Brot. Durste ich als Bettler damals noch vor Dir treten? Dort dranken im Tummel der Welt aber hohe ich gearbeitet, um wieder emporzukommen. Meiner Geige sagte ich mein Leid, und sie zeigte mir meinen neuen Weg. Unter tausend Schwärzern hatte ich Dich aufgefunden. Du schienst mir verloren, und dann? — Mit einem Male kam das Gelübde, ganz plötzlich. Mir war,

als riefe mich jemand. Da reißt ich nach Deutschland, hörte, daß Du wieder zur Bühne zurückgekehrt und Deine Mignon noch schöner fängest als früher. Ich mußte Dich finden; da schickst Du mir Deinen Weihensträuß — Geliebte! — Ich hätte früher kommen sollen. Kannst Du mir verzeihen? —

„Gott Du mich wirklich noch so lieb, wie ehemals?“

„Du fragst noch, Rosel, und fühlst es nicht, kleine Zweiflerin? Rosel, Du weinst gar, jetzt, wo uns nichts mehr trennen kann, es sei denn der Tod.“

Die Perlen, Geliebter, Deine Perlen! Mein Glück ist zu groß! — Sie bedeuteten doch Tränen der Freude, ich hatte doch Recht. — Meine Mutter wird es endlich zugeben müssen.

Unsere Mutter, wiederholt leise Eduard Skasary, und streicht langsam seine heiße Stirn. Da legen sich zwei Hände auf seine Schulter. Rosel's Mutter, selber mit heraufgehoben vom Glücke ihres Lieblings.

Wenige Tage später verkündet die Zeitung das letzte Auftreten der beliebtesten Sängerin Rosel Sillaw. Das Orchester steht an diesem Abend unter persönlicher Leitung des berühmten Virtuosen Eduard Skasary, des Verlobten der scheidenden Künstlerin. Als diese die Bühne betritt, herrscht tiefe Stille im Zuschauerraum. Diese Mignon nimmt Abschied von uns, so fühlt jeder. Als Mignon ihr „Dahin will ich mit dir, Geliebter, ziehen“ singt, da merkt das Publikum, daß das Lied nicht ihm, sondern dort dem dunkelglänzigen Künstler gilt.

Immer wieder hebt sich der Vorhang und zeigt Rosel inmitten von Lorbeerkränzen und Blumen. Der Weisfall will nicht enden, stehend erzwängen die Zuschauer von neuem den Aufgang des Vorhangs. Der Künstler merkt, wie wenig leicht es seinem Lieb gemacht wird. Er sieht, daß seine Braut jetzt im Augenblick nur Künstlerin ist. Er eilt auf die Bühne, spricht mit lauter Stimme, Rosel die Hand reichend, ihren und seinen Herzensdank aus.

Da erft beruhigt sich das Publikum, und langsam, wie der eiserne Vorhang sinkt, so langsam verläuft sich die froh bewegte Menge.

Mutter und Sohn.

Eine Palmsonntags - Erzählung. Von J. Schwind.

Frau Verdaun tritt geschäftig in ihr Wohnzimmer und stellt eine große Vase mit silbrig glänzenden Weidenkätzchen, den bei ihr üblichen Palmsonntagsstrauß, auf den Tisch.

Benutzend blickt sie in dem schon ganz östlich geputzen Zimmer umher: „So, nun kann er kommen“, denkt sie, lächelt vor sich hin und streicht über ihren vollen Scheitel, der mit dem Silberband in seinen kastanienbraunen Tönen fast der einzige Berräter ist, daß die Jahre an dieser stattlichen Jungferin nicht spurlos vorübergegangen sind.

Während ihre Finger mit einer halb verlorenen Bewegung so über das Haar gleiten, spielt ein wehmütiger Gedanke um ihren Mund und sie spricht leise vor sich hin: „Er kann kommen, aber wird er es tun?“ Und Weisdnere legt sich in ihre Glieder bei dem Gedanken, daß ihr Hans, ihr Einziger, sich von ihr losreißen könnte.

„Er kann ja nicht, er kann ja nicht“, beruhigt sie ihre aufsteigende Angst. „Uns beiden verbindet mehr, als sonst Mutter und Kind. Ich bin seine Freundin, sein Kamerad; ich bin Gebende und Empfangende — sein männlicher Ernst, sein schon so früh gereifter Charakter, ach, sie haben, haben mehr als mein Alter, meine Weisheitserfahrung noch im Kind; und das alles sollte ich verlieren, weil —“

Sie ist auf ihren kleinen Sessel am Fenster niedergesunken, vergraben in Gedanken. Noch einmal hört sie die süßen Worte, die sie heute gestern wechselten.

Wie war's doch — wo hing die schämige Wendung an?

„Mein Glück hängt an der Geliebten“, hatte er gesagt, und die Eiferhüt hatte Geierkrallen in ihr Herz geschlagen, daß sie über den Schmerz halb besinnungslos, gerufen hatte:

„Deine Geliebte! — Nun ja, anderes kann solche Theaterprezisten dir doch nicht sein!“

„Mutter!“ — Groß und verwundert hatte er sie angesehen; nicht, nicht weiter gesagt, als das eine Wort, oder der stumme Vorwurf in seinem Blick war ein weiterer Stachel gewesen, der sich da innen eingrab, und sie hatte erregt weiter gesprochen: „Palmarum — Trullalium!“

So lag ja wohl das leichtsinnige Theaterwort, und weil nun Palmarum die Spielzeit um ist, soll ich das Mädchen, das die „Geliebte“ ist, in mein reines Haus nehmen — nimmermehr!“

„Mutter, behaupte nicht das Döbste, was ich habe!“ O, der untrübebrühte Jern, der in seinen Worten

mitgegröstet hatte! — Dann hatte er sich gefast und ruhiger hinzugefügt: „Meine Liebe ist mir heilig, nicht mit einem Biß würde ich meine zukünftige Gattin entweihen.“

Da hatte sie jählich gelacht, als wollte sie sagen: „Du viellecht nicht, aber andere.“ Ihr eigenes Lachen kante ihr noch jetzt in den Ohren. Sätze es nicht gelungen, als zerbräche ein köstliches Kristall, das sie beide bisher als schönsten Schatz behütet. — Auch ihm mußte ihr Lachen die Seele zerschneiden haben. Er hatte nichts erwidert, nur stumm das Zimmer verlassen, und sie war in sich zusammengefallen, hier auf dem Stuhl, auf dem sie jetzt wieder saß.

Gar nicht gehört hatte sie in ihrem Schmerz, daß er nach kurzem wieder hineingekommen war. Er hatte nach ihrer Hand gegriffen, in ihr lummergerührtes Antlitz geschaut und gesagt: „Mutter, du befinnst dich bis morgen. Ich will deine Worte vorhin nicht gehört haben. Ich schlafe heute nacht im Bureau, telephoniere mir, daß ich dir Jnes morgen zuführen kann. Du hast in Zukunft zwei Kinder oder — keines.“

Sie hatte ihn festgehalten, sprechen wollen, aber er hatte ihr schnell die Hand entzogen und war gegangen. Sie blidte auf. — Sätze sich nicht eben erst die Tür hinter ihm geschlossen? Ach nein, ein furchtbarer Tag des Wartens, der Unruhe lag hinter ihr.

Er war nicht gekommen. Nicht gestern abend, nicht heute mittag, und nun fant sich die Dämmerung des langen Frühlingstages herab. Ein letzter verirrter Sonnenstrahl durchleuchtete noch einmal das Zimmer, dann wurde es grau und düster und es fröstelte sie.

Sie stand auf, das Feuer zu schüren, das Licht anzudrehen; in dem hellen, gut durchwärmten Zimmer mußte sie doch dies öde Gefühl da tief in ihrem Innern, das sie wie ein körperliches Stäkeempfinden qualte, los werden.

Ein Buch — eine Arbeit — alles entfällt wieder ihren Händen. Da holte sie das ewig junge Buch der Bücher herbei, das ihr auf dem Lebenswege schon so oft Trost und Rat gesendet hatte.

Ihre Finger blättern und suchen. Da war das Matthäus-Evangelium und hier die Stelle, die morgen in unzähligen Kirchen verlesen werden würde.

Ah, was sollte ihr der Zabel des Palmsonntages. Sie würde den Sonntag einjam verleben. Ein entsetzliches Angstgefühl klag aus ihrem Herzen auf und schnürte ihr die Kehle zu.

Kann wissend, was sie tat, blättere sie weiter. Zwischen zwei Seiten lag ein Eisenstift; sie nahm es als ein Zeichen, daß sie dort lesen sollte. Merkwürdig! Es war die Epistel aus Palmarum, die sie so geunden hatte, und Vers 31 war unterstrichen: „Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet.“

„So wir uns selber richteten — so wir uns selber richteten!“ Wieder und wieder sprach sie die Worte; rein mechanisch wiederholte sie dieselben, während ihr Hirn selbstständig arbeitete.

Ein schreckliches Geräusch wäre es für sie, wenn ihr Sohn sich von ihr trennte, und weshalb würde es geschehen? — Glaupte sie wirklich Schliches von Jnes? — Nein. (so wir uns selber richteten). Eiferhüt! häßliche, schmutzige Leidenschaft, hatte sie blind und taub gemacht für des Sohnes Herzenswünsche.

Erst jetzt wurde ihr klar, was der Ton seiner Worte, der Blick seiner Augen während ihrer Unterredung sagten, daß er an die makellose Reinheit jenes Mädchens glaubte.

„Liebe macht blind“, wollte ihr böser Geist ihr zuflüstern, aber sie drückte sich als wenn sie die Worte nieprochen hatte, die Hand auf die Lippen, und als sie sie wieder fortzog, sagte sie laut: „Hans, ich rufe dich ja!“

Dann eilte sie mit fast juvenlicher Ehschäftigkeit ans Telephon. Jittersnd wartete sie, bis sie vom Rants den Ansdruk bekam. Würde er daheim sein, konnte sie ihn rufen?

Da tönte an ihr Ohr: „Hier Hans Verdaun!“

„Hans, lieber Hans!“ Ihre Stimme kuckte so, daß er es deutlich vernahm, und dann hastig, überhört über sie fort, als fürchtete sie, daß ihr Entsdruk wieder wandend werden könnte: „Ich erwarte dich heute morgen, so früh ihr kommen wollt; gräß deine Braut!“

„Mutter, geliebte Mutter!“ klang es ihr aus dem Apparat entgegen, dann saß sie, als hörte sie ihn hallen den Hören hinhängen. Sie meint zu leben, wie er nach dem Gut greift und so seiner Braut eilt.

Da ist der alte Schwärz wieder — nicht mehr zu ihr ist der erste Gang in seiner Parade — sie ist nicht mehr die erste in seinen Tönen, und klauernden schlappenden Schwärz schließt sie jurist. zum Tisch mit der bezaubernden Kompe.

Tann kichert der einsame Abend langsam, ganz langsam dröh in das Meer des Eins und die Zukunft? —

Was wird sie ihr, was ihrem Sohne bringen! —

Jore Hände sind ineinander gefaltet und die heißen Wände, die aus ihrem Herzen aufsteigen, sind ein langes, inniges Weien, daß dem Sojanna dieses Palmsonntags kein „kreuzige, kreuzige!“ folgen möge. Ihr Herz würde taufendfüßig ans Kreuz geschlagen werden, wenn ihr Hans nicht glücklich würde.

Strahlend ist der Sonntag herangeiliegen; weiße Wolfenfloden zitterten hin und wieder über den frühlingblauen Himmel. Die Sonnenstrahlen spielen neckisch mit den Wölkchen, gleiten dann mit zärtlichem Lächeln über die Blumen am Fenster weg und greifen nach Glasprismen und Silber, um Regenbogenlichter und blühende Reflere umherzujetrennen. Frau Verdaun deutete so gerendend den Frühlingstag als eine glänzige Prophezeiung, doch kann sie ihre zitternde Unruhe kaum meistern.

Ihr ist, als fühlte sie zum erstenmale die Last ihrer fünfzig Jahre, so schwer liegt ihr die Erwartung in den Gliedern.

„Da! — Ist nicht die Entree für ins Schloß gefallen? — Sie läuft geipannt.“

„Nein, es war nichts — alles bleibt still draußen. Sie will eben eine Arbeit zur Hand nehmen, da öffnet sich leise die Tür. — Doch war's ihr Hans!“

Sie schaut auf. —

„Nein — das ist der verkörperte Frühling, der dort eintreten will! Gold, hart und doch schlant, so blühend liegt Jnes vor ihr.“

Sie ist überrocht durch die holde Jugend, daß sie zunächst wie betäubt daliegt.

Angstvoll sucht der Sohn ihren Blick, aber sie sieht ihn jetzt nicht, sie sieht nur seine Zukunft. Dann sagt sie leise, ganz weich und warm: „Mein Töchterchen!“

Da eilt's auf sie zu, ergreift ihre zum Gruß vorgestreckte Rechte und will sie an die Lippen ziehen, aber sie hat schon das Mädchen umfangen und an ihr Herz gezogen und dort neßelt es sich fest. Sie aber hebt das Köpchen, das sich da an sie schmeigt, empor, bis sie Jnes tief in die Augen schauen kann, aus denen es ihr in Liebesfülle entgegenleuchtet.

„Da sagt sie noch einmal: „Mein Töchterchen!““

„Mutter!“ spricht der Mund, der ihrem Gesicht so nahe ist. Fragend schüchtern und — ungewohnt scheint das Wort über die Lippen zu kommen.

„Ja, mein Kind, wie deine eigene Mutter will ich dich lieben.“

Da zieht ein trüber Schatten durch all' das sonnige Glück der Augen, die sie ihr ausschauen: „Wah! Heute doch nie eine Mutter, meine Gebieterin kostete der eigenen das Leben.“

„Mein süßes — mein einziges Kind!“ Jest hat sie Jnes ans Herz gedrückt und — nun lächelt sie in ihre Abzehrung hinein: „Was schwäge ich alte Dörin! Da sage ich schon „mein einziges Kind“ und vergarm meinen langen Hans, der ganz unbeholfen daliegt. Schau nur hin, Jnes, was er für ein Gesicht macht. Gell, wir müssen ihn glücklich machen.“

„Mütterchen“ — nun kommt der Name schon ganz vertraut über die Lippen — ich will ja so gerne, ich hab ihn so lieb.“

Da küßt Frau Verdaun das junge, liebe Gesicht, das zu ihr aufschaut, zieht mit der freien Hand ihren Hans ganz nach zu sich heran und fühlt ein ruhiges, schönes Glück in ihr Herz einfließen.

Selbsterisch weiß sie: Dieses Mädchen, das mit seiner warm durchglühenden Kunst schon so manches Mal das Herz bewegt, wird auch ins Leben mit Künstlerhänden hineingreifen und selbst in Sturm und Not ein ganzer Mensch sein.

Da schreibe aus Halle a. S.: Der Bahnhof ist bei den Droschkentführern der Stadt Halle verpönt. Ramestlich um abend ist hier niemals eine Droschke zu haben, und viele Klagen sind deshalb schon an den Magistrat gelangt. Und der sagte sich: Das muß anders werden! Im Stadtverordneten-Kollegium wurde beschlossen: Kämflin hat bei Tag und bei Nacht am Bahnhof mindestens eine Droschke zu stehen. Ein Fremder, der jeden Wort nach Halle kommt, war aufs angenehme überrascht, als er dieser Lage — es war abende nach 10 Uhr — am Bahnhof eine richtigende Droschke vorfand. Gleich auf daß ihm niemand zuvorkäme, witzte er sich auf das Fahrges, rittete den Kuckher nach und machte ihm Straße und Baumstamm. Aber ein Mädchen verließ die Droschke nicht, als er, ohne sich von seinem bezaubernden Blick zu rühren, erklärte: „Ne, Wänder, machen Sie mich ruhig mit der Ponne zu Hause.“

„Ermene Barckheit, auf dem Bahnhof muß immer, bei Tag und Nacht, eine Droschke sein, und die ewe bin heute ist.“

So gibt eine Art Volkshedenheit, die dem Großherrschaft ähnlich sieht, —